

Aus: Carlos Monsiváis «Los rituales del caos», México 1995.
Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Die Stunde der angehäuften Identität.

Welche Fotos würden Sie in einer unendlichen Stadt machen?

Visuell ist Mexiko-Stadt vor allem eins: zu viele Menschen. Man könnte von diesem Thema abstrahieren und einsame Sonnenaufgänge anschauen und fotografieren, den ästhetischen Reichtum von Mauern und Plätzen genießen und die Perfektion der Isolierung wiederentdecken. Doch die permanente Besessenheit (das immer wiederkehrende Motiv) hier ist die Menschenmenge, die sich selbst umringt; die Art, wie die Einzelperson, sei es nun bewusst oder nicht, sich an dem Ort schützt und verschanzt, den ihm die Stadt gönnt. Intimität ist hier ein Zugeständnis, eine "poetische Genehmigung", die für eine Sekunde vergessen lässt, dass die Kontingente, die aus der urbanen Vitalität eine ausweglose Bedrückung machen, immer da sind, oft nur Millimeter entfernt.

Die Ruhe der Hauptstädter heißt Tumult; ein Wirbelwind, der geheime Harmonien und öffentliche Beschränkungen instrumentiert. Was ist, aus einem beschreibenden Winkel heraus betrachtet, Mexiko-Stadt heute? Die große Anhäufung, die Reue wegen des fehlenden Schuldgefühls, der unerfassbare Raum, in dem aufgrund "des Wunders" fast alles möglich ist, diese Zone, in der sich Arbeit, Technologie und Zufall treffen. In der Hauptstadt sind folgende einige der am häufigsten anzutreffenden Bilder:

Die Menschenmassen in der U-Bahn (fast sechs Millionen Fahrgäste am Tag) drängen sich zusammen, um der Vorstellung des Raums einen Raum zu geben.

Die Menschenmassen im Stadion der Universität, die dort ihre Aufnahmeprüfung ablegen.

Die unterirdische Wirtschaft, die die Gehwege überschwemmt und aus dem Verkaufsstand die Straßensubsistenz macht. An den Ampelkreuzungen überschwemmen fliegende Händler ihre potentiellen Kunden mit Sonderangeboten an Papier-Taschentüchern, Küchenutensilien, Spielzeugen und akrobatischen Kunststücken. Es ist so extrem, dass aus einfacher Selbstbehauptung ein künstlerischer Akt wird, wenn ein junger Mann aus dem Feuer (beziehungsweise dessen Schlucken und Spucken) die Basis seiner Ernährung macht.

Die Piñatas, (die zu Weihnachten und zum Kindergeburtstag mit Früchten und Süßigkeiten gefüllten Tonfiguren), in denen die Elemente der Tradition aufbewahrt werden: der Dämon, der Nahual, die Ninja-Turtles, Batman und der Pinguin.

Die Basilika der Jungfrau von Guadalupe.

Das Gewimmel der Autos. Manchmal scheint es, als ob sich alle Automobile dieser Welt an einem Punkt konzentriert hätten, um dort zu fahren, ohne vorwärts zu kommen. Der Stau ist mittlerweile die zweite Natur des Menschen geworden, er ist ein Trachten danach, zum Jüngsten Gericht zu spät zu kommen, er ist ein Gefängnis in mobilen Zimmerfluchten, ein Kubus, in dem man das Radio studiert, diese Universität des Ruhigstellens. Zwischen zwei und sechs Uhr morgens kommt es zu einem Gähnen, die Spezies scheint schläfrig zu werden ... und plötzlich geht alles wieder von vorn los.

Die Flachdächer, auf denen – wo es geht – das bäuerliche Leben weiter geführt wird, diese natürliche Fortsetzung des heimatlichen Hofes, letzte Zuflucht der Agrarreform. Auf den

Dächern konzentrieren sich die Geisterbeschwörungen und die Notwendigkeiten, dort gibt es Hühner und Ziegen, dort hört man Schreie in Richtung der Hubschrauber, weil diese die Kühe erschrecken und auch die Bauern, die jene melken, dort wird die Wäsche so aufgehängt, dass sie aussieht wie gewachsener Mais, dort gibt es Zimmer, in die ganze Familien passen, die sich fortpflanzen und trotzdem noch hinein passen, die Kinder und die Enkel kommen und gehen, Gevatter und Gevatterinnen bleiben ein paar Monate und das Zimmer wird immer größer, so groß, wie man so schön sagt, dass schließlich das ganze Dorf, aus dem der erste Bewohner in die Stadt einmal emigrierte, in ihm wohnt.

Zu diesen ausgesuchten Bildern muss man dann noch das Anthropologische Museum, den Hauptplatz Zócalo zu irgendeiner Uhrzeit, die Kathedrale und vielleicht eine gewalttätige Szene, in der die Polizei Straßenhändler zusammenprügelt, oder eins der Polizei, in dem sie beteuert, niemanden geschlagen zu haben, hinzufügen. Das wäre ein typisches Repertoire, und wenn ich die Mariachi-Kapellen vom Garibaldi-Platz nicht mit eingeschlossen habe, dann nur wegen eines akustischen Imperativs:

Dieser Text hat keine Begleitmusik. Der Tumult entfaltet seine ästhetischen Vorschläge und die volkstümliche Stadt übergibt ihre Rituale.

Vom Stolz, der einem die Gänsehaut über den Rücken jagt (oder jagen sollte)

Wo ist der Nationalstolz des "Mexiko gibt es nur einmal" geblieben? Nicht sehr weit weg, denn er hat sich in den nationalen Stolz auf die Katastrophe und die Bevölkerungsexplosion verwandelt. Ich zähle nur einige Äußerungen dieses Stolzes (dieser psychologischen Kompensationen) auf:

Mexiko-Stadt ist die meistbevölkerte Stadt der Welt. (das Super-Kalkutta!)
Mexiko-Stadt ist die Stadt mit der stärksten Umweltbelastung des Planeten. (Das Laboratorium der vom Aussterben bedrohten Spezies!)

Mexiko-Stadt ist die Stadt, in der das Unglaubliche eine Veranstaltung wäre, zu der keiner kommt. Publikum gibt es in Überfülle, in der Hauptstadt gibt es, statt des fehlenden sauberen Himmels, Einwohner, Zuschauer, Autofahrer und Fußgänger zuhauf.

Mexiko-Stadt ist die Stadt, in der das Unlebbare seine Kompensation erfährt, zuallererst: der neue Status, den das Überleben hat.

Was ist eine apokalyptische Mentalität? Soweit ich das beurteilen kann, das Gegenteil von dem, was in Mexiko-Stadt zu beobachten ist. Nur wenige ziehen fort, trotz der beängstigenden Ziffern, die jeder für seine Zwecke erfindet (und die trotzdem das wahre Ausmaß noch nicht erreichen), denn obwohl es sich auf den ersten Blick um eine laizistische Gesellschaft handelt, fürchten nur sehr wenige das Ende der Welt, dieser Welt. Welches aber sind die zurückhaltenden Mächte dieser Megalopolis, die zweifelsfrei ihren historischen Grenzwert erreicht hat? Wie lässt sich das Gefühl des Eingeengtseins mit den mittel- und langfristigen Plänen eines jeden Hauptstadtbewohners vereinbaren? Bestimmt nur zentralistische Seelenangst die Intensität der Verwurzelung? ... Für viele ist der größte Zauber der Hauptstadt der mexikanischen Republik ihr (wahrer oder falscher) "apokalyptischer" Zustand. Wir haben hier vermutlich die erste Megalopolis, die Opfer ihrer eigenen Maßlosigkeit wird. Wie faszinierend sind doch die biblischen Prophezeiungen, die schwarzmalenden Statistiken und die katastrophistische Auswahl persönlicher Erfahrungen! Auf Partys diskutiert man darüber, ob man nun eher in der drohenden Nähe des Desasters oder inmitten von Ruinen lebt, und der kollektive Humor beschreibt die urbanen Landschaften mit dem Enthusiasmus eines Augenzeugens des Jüngsten Gerichts, der in der

ersten Reihe sitzt: "Schrecklich! Letztens habe ich im Auto für zwei Kilometer drei Stunden gebraucht! / Hast Du schon von denen gehört, die wegen der Luftverschmutzung ohnmächtig geworden sind? / In vielen Stadtteilen haben sie kaum noch Wasser / Alleine an Wohnungen werden schon wieder drei Millionen benötigt ..."

Es kommt immer die gleiche Erklärung: Trotz der ganzen Katastrophen haben 20 Millionen Menschen dieser Stadt und dem Hochtal noch nicht den Rücken gekehrt, da sie keinen anderen Platz haben, wo sie hingehen wollten, und es, streng genommen, auch keinen anderen Platz gibt, wo sie hingehen könnten. An der Wurzel dieses Phänomens befindet sich der Zentralismus, die Machtkonzentration, die sicherlich auch einige Vorteile hat, von denen der wichtigste die Identifizierung von Freiheit und Toleranz ist. "Ich habe keine Lust, moralische Urteile abzugeben, denn dies würde mich dazu bringen, meine Nachbarn kennen zu lernen." Der Traditionalismus wird vom Gedränge zerstört, vom Tausch der Stammesfamilie gegen die Kernfamilie, vom Verlangen nach extremer Individualisierung, der den Werteverlust begleitet, von den Stufen der kulturellen Entwicklung, vom Fehlen demokratischer Werte, das die Menschen dazu zwingt, ihr Leben (etwas) zu demokratisieren. Die Haltung "Das muss unterdrückt werden" verwandelt sich in "Das gefällt mir nicht."

In der Hauptstadt der Republik zu bleiben, bedeutet, sich den Risiken der Luftverschmutzung, den hohen Ozonwerten, den Inversionswetterlagen, dem Blei im Blut, der Gewalt, dem Wettrennen der Ratten und der individuellen Bedeutungslosigkeit auszusetzen. Fortziehen bedeutet, die Ausbildungs- und Informationsvorteile der extremen Zusammenballung und das Gefühl der Moderne (oder Postmoderne) zu verlieren, die das Wachstum und die unregierbaren Bereiche der Vermassung bieten. Die Mehrzahl ist froh darüber zu bleiben, auch wenn sie sich beschwert und Fluchtversprechen abgibt, denn sie halten sich an die Hoffnung: Das wird sich eines Tages schon bessern / Das Schlimmste wird schon nicht eintreten / Bevor es zur Katastrophe kommt, gelingt uns die Flucht. Tatsächlich ist die Argumentationsbasis einheitlich: Außerhalb ist es doch genauso oder noch schlimmer. Wo sollen wir denn hingehen, damit uns die städtische Gewalttätigkeit, die Überbevölkerung, die Industrieabfälle, der Treibhauseffekt nicht erreichen?

Unter den Ungläubigsten sind die Schriftsteller. Es gibt keine Gegen-Utopien, die Stadt ist nicht das große erdrückende Gewicht (das ist nach wie vor die Provinz), sondern vielmehr die mögliche Freiheit zu einem sehr hohen Preis; in der Praxis gibt es kaum etwas, das weiter von der hauptstädtischen Seele entfernt läge, als die Prophezeiungen, die Carlos Fuentes in "Cristóbal Nonato" und in der Erzählung "Andrés Aparicio", im Buch "Agua quemada" ("Verbranntes Wasser") macht. Nach Fuentes ist die Stadt an ihre Grenzen gestoßen. Eine seiner Figuren reflektiert: "Es war ihm peinlich, dass ein Land voller für die Ewigkeit errichteter Kirchen und Pyramiden sich am Ende mit der Stadt aus Pappe, Kalk und Scheiße zufrieden gab. Sie hatten sie erstochen, erstickt, ihr die Sonne, die Atemluft, die Augen und den Geruchssinn genommen."

Selbst die Welt von Fuentes' Cristóbal Nonato (ökologische, politische und gesellschaftliche Verwüstung) kann sich aber nicht gegen das Eindringen des Vergnügens wehren. Im Grunde ist, auch wenn die Katastrophe sehr real ist, der Katastrophismus das Fest der Ungläubigen, in dem Unverantwortlichkeit, Resignation und Hoffnung verschmelzen und in dem – in Mexiko-Stadt eine bekannte Doktrin – sich die Empfindungen vom Ende der Welt durch die Anhäufungen verbreiten, die die Hölle des Naheliegenden sind, und die Apotheose der Schwärme, die Luft und Wasser aufbrauchen, so vielköpfig, dass sie über der Erde zu schweben scheinen. Diese Vertrautheit wird ergänzt durch Resignation, Zynismus und Geduld. Die mit dem apokalyptischen Zeichen versehenen Stadt wird von – durch ihre Sesshaftigkeit dies ausdrückend – radikalen

Optimisten bewohnt.

Im praktischen Leben gewinnt die buchhalterische Seele. Letzten Endes scheinen die Vorteile die Schrecken zu überwiegen. Und dies ist das Ergebnis. Mexiko-Stadt, die postapokalyptische Stadt. Das Schlimmste ist schon geschehen (und das Schlimmste ist die monströse Bevölkerung, deren Wachstum nichts aufhalten kann), und trotzdem funktioniert die Stadt auf eine Weise, die der Mehrheit unerklärlich scheint. Jeder zieht aus dem Chaos die Belohnungen, die irgendwie das Gefühl aufwiegen, in einer unlebhaften Stadt zu leben. Der Hass und die Liebe zu dieser Stadt verbinden sich in der Faszination, und die städtische Energie schafft sich einzigartige Schauspiele, das "Straßen-Theater" von zehn Millionen Menschen, die zum Transport täglich U-Bahn, Busse, Laster, Pick-ups, Mopeds, Fahrräder und Autos benutzen. Die kategorischste Show ist der Verlust der Angst davor, sich lächerlich zu machen. Und dies in einer Gesellschaft, die lange unter dem Joch des "Was-werden-die-anderen-wohl-sagen?" stand. Die ewige Mischung ist gleichzeitig ein ästhetischer Vorschlag, und neben den Pyramiden von Teotihuacán, den barocken Altären und den Gegenden des eleganten Mexiko projiziert die volkstümliche Stadt die bevorzugte Fassung – die brutal massengerechte nämlich – des kommenden Jahrhunderts.

Von den Vorteilen der Nachteile

Noch 1960 oder 1965 war der Begriff Massen ausschließlich abwertend belegt, da, nach den Werten des semantischen Aktienhandels, Massen ein Synonym für Wesen war, denen es an vielem fehlt, unter anderem an Moral, an der Fähigkeit, ihre Instinkte zu zügeln, an Bildung und an angemessener Kleidung. Diese Durch-die-Ablehnung-erleuchtete-Dunkelzone hat man "gleba" (dritter Stand), "pópolo" (Volk), "leperuza" (die Ordinären), "peladaje" (die Schimpfwörter-Benutzenden), "grey astrosa" (schlammige Zusammenballung), "populacho" (Prols), "infelizaje" (die Unglücklichen) und die bedrohliche Vereinigung, mindestens aber die bemitleidenswerte Vereinigung genannt, die – so die Konservativen – ihre gerechte Beschreibung in der Buch-Nachschrift von José Ortega y Gasset "Der Aufstand der Massen" findet. Der Autor, Erbe der Psychologie der Menge von Gustave Le Bon, einem Essay, in dem der Archetyp bestimmt wird, der die Zivilisation zerstören wird: Der zur psychologischen Selbstständigkeit unfähige Massen-Mensch, Feind dessen, was er nicht versteht (von allem), und dem Herausragenden gegenüber Groll empfindend. Dank „Der Aufstand der Massen“ (weniger der gelesene als vielmehr der empfundene) verfeinert die Elite ihre Verachtung für das Meer der Bronzehäutigen, für die zufällig in ihr Blickfeld Eindringenden. Wie sie sich fortpflanzen! Die demografische Fruchtbarkeit begleitet sie und erlaubt ihnen, sich in die bedrohliche und pittoreske Lawine zu verwandeln, die die Städte in der Uniformität versinken lässt. Den Kriterien der Rechten zufolge ist der große Aufstand der Massen allein schon ihre Existenz.

Druckfehlerberichtigung oder Richtigstellungen: Wo Volk steht, bitte Publikum einsetzen; wo von Gesellschaft die Rede ist, wachsen über wundersame Weise die Massen; wo man die Nation oder das Volk pries, rühmt man nun die Leute; wo die Leute eine unbestimmte Anzahl war, spricht man von "die Leute", Projektion der ersten Person Singular. (Um die Ausdrücke "Die Leute sagen ..., die Leute denken ..." richtig zu verstehen, ist hier "Ich sage ..., ich glaube ..." einzusetzen.) Die Elite resigniert, erklärt ihren freien Genuss der Städte für beendet und schließt sich in ihre Ghettos der Privilegien ein: "Hier funktioniert alles so gut, als ob wir gar nicht hier wohnen würden." Das Exklusive will das Verschwinden des Urbanen kompensieren.

Das Leben der Massengesellschaft, die Realitäten, die Auswirkungen und Leidenschaften der Bevölkerungs-Sintflut beschleunigen die Veränderungen des Wortschatzes. Wenn von der "Massengesellschaft" gesprochen wird, ist das Unvermeidliche gemeint: Alle, die

geboren werden sollten, sind schon geboren, und die, die in Zukunft geboren werden und wichtig sind für jede Familie, bringen die Landschaft auch nicht mehr besonders durcheinander.

Autor: von Carlos Monsiváis
Aus dem Spanischen von Peter Stegemann.